

Medien / Kultur

Jörg Becker: Information und Gesellschaft

Wien, New York: Springer Verlag 2002, 214 S., ISBN 3-211-83566-0, € 34,80

„Was kommt nach der Informationsgesellschaft?“ ließ kürzlich bereits die sich stets progressistisch wahnende Bertelsmann-Gesellschaft von elf vermeintlichen Experten diagnostizieren (Bertelsmann Stiftung (Hg.): *Was kommt nach der Informationsgesellschaft? 11 Antworten*, Gütersloh 2002). Doch die Antworten fielen entweder analytisch zögerlich oder futuristisch spekulativ aus. Während sich die einschlägig bekannten Propheten erneut in kühne, aber kaum gesicherte Visionen katapultierten, konzidierten die seriösen Zeitbeobachter, dass bis dato nicht einmal hinreichend klar, geschweige denn breit akzeptiert sei, was unter „Informationsgesellschaft“ zu verstehen sei, welche Kriterien für ihre Existenz erfüllt sein müssen, mithin darüber Einverständnis und wissenschaftliche Evidenz bestünde, ob die bestehende Gesellschaftsformation mit diesem Paradigma belegt werden könne oder nicht. Immerhin konkurrieren noch andere Etiketten, je nach Sichtweise und Disziplin.

Auch der Solinger Kommunikationswissenschaftler Jörg Becker, der durch etliche Werke insbesondere zur internationalen Kommunikationsordnung und zur Entwicklung von Medien und Kommunikation in der so genannten Dritten Welt hervorgetreten ist, teilt in dieser grundsätzlichen Einführung in das Thema – bemerkenswerterweise vom Wiener Wissenschafts- und Kulturministerium gefördert – Skepsis und kritische Position und plädiert für eine sachliche, sowohl theoretische wie empirische, insbesondere auch interkulturell vergleichende Bestandsaufnahme. Denn er versteht sich als Vertreter der Kritischen Theorie und ficht vehement, mitunter auch recht polemisch sowohl gegen den „Holismus einer Systemtheorie“ als auch gegen den des „radikalen Konstruktivismus“ (S.5) – ohne dass er allerdings auf den anderen, zeitgenössischen Treuhänder „kritischer Medienforschung“, den Frankfurter Mediensoziologen Dieter Prokop, Bezug nimmt. Und auch Manuel Castells' monumentales, empirisch gespicktes Standardwerk *Das Informationszeitalter* (3 Bde., Opladen 2001, 2002, 2003) lässt Becker noch unberücksichtigt, so dass zu vermuten ist, dass sein Text vor dessen Erscheinen entstanden ist.

Eingeteilt ist *Information und Gesellschaft* in vier Kapitel, deren logische Verknüpfung nicht ganz evident ist (oder eben darauf hindeutet, dass die schon bestehenden Einzelteile eher zusammengefügt wurden): In den anfänglichen „Prolegomena“ werden grundlegende Aspekte (Psyche, Kultur, Geschichte, Politik, Ökonomie) „sozialwissenschaftlicher Informationstheorien“ abgehandelt. Diese Seiten sollen sich auch als Einführungstexte für Anfangssemester eignen. Sie

rücken etliche der derzeit gängigen Klischees zurecht: nämlich dass Information wie jede Ware Information wie jede Ware angesehen werden kann, dass moderne Gesellschaften unaufhörlich informativen Zuwachs und damit Fortschritt produzieren und dass Information schon infolge technischer Konditionen gleich verteilt und zugänglich sei. Vielmehr betont Becker zu Recht, dass das „Gut Information“, selbst wenn es vermarktet wird, „prinzipiell ein öffentliches Gut“ bleibt (S.55), Information nicht zu Wissen hochstilisiert werden darf und dass weltweit die Diskrepanzen und unterschiedliche Entwicklungstempi durch die beschleunigte Transformation der Industriegesellschaften nicht geringer werden, sondern eher wachsen. Warum diese systematischen und relativ stringent geschriebenen Kapitel mit einem „vorläufigen Epilog“ abgeschlossen werden, in dem Becker recht unvermittelt den angeblichen Holismus der Systemtheorie in die Nähe faschistischen Denkens rückt, wird in der gewählten Kürze und polemischen Zuspitzung allerdings nicht hinreichend verständlich und durchkreuzt wohl auch die Absicht, den Text als ganzen für den akademischen Anfangsunterricht zu nutzen.

Die beiden folgenden Kapitel, überschrieben mit „Global“ und „Kritik“, differenzieren und ergänzen im Grunde mehr oder weniger die anfänglichen Passagen. Sie irritieren nicht selten durch Exkursionen in wenig vermittelte Beispiele oder in philosophische Abschweifungen. Gerade von dem Experten internationaler Kommunikation hätte man über die internationalen, transkulturellen Dimensionen der informationstechnologischen Veränderungspotenziale, der „Informatisierung der Weltgesellschaft“, wie es am Ende in kaum begründeten „zwanzig Thesen“ (S.98ff.) heißt, Differenzierteres, empirisch Gehaltvolleres und auch Aktuelleres erwartet. So endet das Kapitel über die internationale Kommunikationspolitik, insbesondere der UNO, Anfang der neunziger Jahre, ohne dass die telematischen Entwicklungen seither thematisiert oder auch nur als Forschungsdesiderat notiert werden. Im folgenden Kapitel über „Globalisierung, elektronische Netze und de[n] Export von Arbeit“ (S.78ff.) werden relativ eklektizistisch einige Aspekte angesprochen, etwa der indische Software-Boom, Modernisierungsschübe in Jamaika, „Osteuropa als aktiver Akteur in der Szene des Online-Outsourcing“ (S.83ff.), doch diese Beispiele reichen wohl nicht aus, um die zentrale These, die elektronischen Netze würden die „Strukturen der internationale Arbeitsteilung“ verdoppeln, aber nicht aufheben, hinreichend zu bestätigen (S.88). Ein recht allgemeines Kapitel zu „Pädagogik und Entwicklung“, das einerseits zurückgeht bis Pestalozzi und Lichtwark, andererseits sich den Tatbestand des UNDP-Berichts von 1999 zu eigen macht, „dass Internet-Benutzer weltweit eine kleine elitäre Minderheit darstellen“ (S.97), aber nur in Forderungen vor Kulturhomogenisierung und weltweiter kapitalistischer Vermarktung warnt, schließt die globale Perspektive ab.

Kritisch waren fast alle Einlassungen bis dahin, dennoch folgen nun welche explizit unter der Überschrift „Kritik“. Sie befassen sich mit Gefährdungen des Individuum bzw. des demokratischen Citoyens beim (ungenügenden) Datenschutz, durch Zensur und Risiken der Pressfreiheit, durch Propaganda, Kontrolle und

ungesicherten und/oder ungleichen Zugang und heben am Ende darauf ab, dass der Staat im Informationszeitalter immer weniger die bürgerlichen Errungenschaften sichern kann, vielmehr in eine undurchsichtige Konkurrenz mit privaten, unkontrollierten Mächten wie Konzernen und Organisationen gerät. Diese These im „Resümee“ (S.122f.) wäre es wert gewesen, weiter ausgeführt zu werden. Doch die folgenden Kapitel widmen sich jeweils anderen Themen: nämlich der gefährdeten Vielfalt von Sprachen prinzipiell, aber nicht zuletzt auch unter dem Einfluss nivellierender Kommunikationstechnologien; ferner der Kritik der so genannten „Medienökologie“ und endlich den postmodernen Medien- und Wirklichkeitstheorien wie der von Baudrillard, Lyotard, Virilio, aber auch von Bolz und Flusser. Becker rechnet also mit fast allen: Die Medienökologie sei nicht mehr als ein „Schlagwort“ (S.140), mit organologischen Mythen grundiert, wohingegen der „Postmodernismus“, durch einschlägig ausgewählte Zitate dokumentiert, als „technologischer“, a-soziologischer „Determinismus“ und als „ein[en] den Zeitgeist zunehmender kapitalistischer Dynamik gut reflektierender Spiegel“ gebrandmarkt wird, der wie der Strukturalismus, Konstruktivismus und die Diskursanalyse „affirmativ“ und „nicht einmal eine Theorie“ sei (S.151).

Noch grundsätzlicher oder auch universalistischer ist der „Epilog“ mit dem Motto „Wider Vernetzung, für eine Entkopplung“ angelegt: Denn essentielle Werte, ähnlich den Axiomen Watzlawicks, werden eher postuliert denn begründet: „Artikulieren versus Schweigen“, „Klang versus Geräusch und Stille“, „Dauer versus Pause“, „Erinnern versus Vergessen“, „Veröffentlichen versus Geheimhalten“, „Begründen versus Gerüchte“, „Unterschiede aufheben versus Differenzen beibehalten“, „Grenzen überwinden versus Konturen beibehalten“, „Vernetzen versus Abkoppeln“ – all diese Alternativen werden in elementarer Weise, mitunter jenseits soziologischer Kategorien, eingefordert und sollen in eine „kommunikative Didaktik“ einmünden, die zwischen „politischer Macht“ und „individueller Autonomie“ ausgleichen soll. Wie? Das bleibt Beckers Geheimnis. Aber schon eingangs zitiert er Brechts Parabel von den „Tuis“, deren „Tui-Schule“, ihre Mitglieder und mit ihnen ihre langatmigen, gestelzten Debatten über Existenz und Wahrheit von Wirklichkeit durch die Schneeschmelze einfach weggeschwemmt werden. Wenn das nicht „satter Zynismus“ ist (S.6), dann letztlich eben auch eine organologische Apokalypse!

Hans-Dieter Kübler (Werther/Hamburg)